

Joachim Renn

Unmögliche Intersubjektivität:

Michael Tomasello und die Vokabulare einer
Evolutionstheorie der Intentionalität

1. Brückenbauversuche: Von der Natur des Menschen aus

Die Arbeiten von Michael Tomasello zu den evolutionären Voraussetzungen der menschlichen Kommunikation und zu den Ursprüngen der spezifisch menschlichen Kulturentwicklung sind soziologisch höchst aufschlussreich, denn sie berühren *grundlagentheoretische* Fragen zur Genese von Intentionalität und Sozialität. Sie sind überdies von *allgemeiner* Relevanz für das Programm einer möglichen Evolutionstheorie der Kultur und für ihre *epistemische* Infrastruktur, denn Tomasellos Argumentation durchschreitet einen ungewöhnlich differenzierten konzeptuellen Radius. Sie spannt einen weiten Bogen der Perspektiven, der von der ethologischen Interpretation empirischer Beobachtungen (an Primaten und Menschenkindern) über die evolutionstheoretische Rekonstruktion der Genese gattungsdifferenzierender Entwicklungsstufen bis zu einer außergewöhnlichen, nämlich sprachphilosophisch entfalteten Konzeptualisierung des eigentlichen Explanandums führt.

Was erklärt werden soll, ist die Genese der typisch menschlichen Form normativ strukturierter und reziprok reflexiver Kooperation und – als *sine qua non* Bedingung dieser gattungseigenen Form der Interaktion – die Entstehung der anthropospezifischen Kognition, deren Kern Tomasello in einer komplexen, vor allem reflexiven, geteilten Intentionalität vermutet (Tomasello 2002; Tomasello/Rakoczy 2009). Entscheidend ist an dieser Problemexposition, dass *dieses* Explanandum trotz ethologischer Ausrichtung – zumindest *prima facie* – eben nicht im Vokabular einer naturalistischen Reduktion bestimmt wird, so dass die empiristische Zurückführung kultureller Phänomene auf objektive Naturgesetze (etwa der Kooperationsneigung in „eusozialen“ Populationen auf statistisch plausibilisierbare „Fitness“-Vorteile, vgl. Boyd Richerson 2005, S. 133 ff.), so wie die Reduktion mentaler Phänomene auf neurophysiologische Kausalitäten, *vermieden* wird. Das gattungsspezifische Charakteristikum, auf das die vergleichende Untersuchung

von Primaten und vorsprachkompetenten Kleinkindern fokussiert, ist die genetische Verbindung von geteilter Aufmerksamkeit, protodeklarativen Gesten und *doppelt* reziproker Intentionalität, d.h. der intentionalen Zuschreibung von intentionalen Zuschreibungen von Intentionalität.¹ Entscheidend ist für die genauere Bestimmung der zu erklärenden Kompetenzen, dass Tomasello hier eine sprachpragmatische Perspektive veranschlagt. Explizit beruft er sich auf Jerome Bruner und mit diesem auf Wittgensteins Auffassung der Gebrauchstheorie der Bedeutung, wenn er versichert, „(...) dass das Kind den konventionellen Gebrauch eines sprachlichen Symbols dadurch erwirbt, dass es lernt, an einer Interaktionsform (Lebensform, Szene gemeinsamer Aufmerksamkeit) teilzunehmen, die es zunächst nicht-sprachlich versteht“ (Tomasello 2002, S. 131). In diesem grundlegenden Status des Verständnisses für die *Interaktionsform* ist impliziert, dass die genetisch zu erklärende *geteilte* Intentionalität sich nicht in der objektiven Übereinstimmung der auf mehrere verteilten Auffassung von äußeren Objekten (und der auf sie referierenden Zeichen) erschöpft, sondern durch die reichere (mindestens dreistellige) Struktur der *kommunikativen Absichten* des Zeichengebrauchs ausgezeichnet ist.

Es wird also hinreichend anspruchsvoll definiert, woran eine evolutionäre Erklärung des spezifisch Humanen gemessen werden muss, so dass hier das Rätsel der so genannten Natur-Kultur-Schranke berührt, nicht aber durch reduktionistische Trivialisierungen des Explanandums heruntergespielt wird. Die für eine eigenständige (nicht naturalistische) Theorie der soziokulturellen Evolution interessante Frage lautet: lassen sich naturgeschichtliche, evolutionäre Voraussetzungen in der Sprache der Ethologie, der Paläoanthropologie und der Biologie so formulieren, dass sie plausibel als notwendige und sogar hinreichende Bedingungen für anspruchsvoll beschriebene Formen von Intentionalität, Kooperation, Sozialität und Kultur tragfähig werden?

Das würde nichts Geringeres bedeuten, als z. B. auf der Grundlage (oder wenigstens mit Bezug auf die Ergebnisse) verhaltenswissenschaftlicher Beobachtungen die Genese einer *sinnhaft strukturierten* Intentionalität und der – gemessen an der subjektiv-mental Charakteristik dieser Intentionalität – einigermaßen rätselhaften „Intersubjektivität“ der Bedeutung nicht natürlicher Zeichen zu erklären. Eine solche Erklärung erscheint nur einer reduktionistischen Perspektive als leicht lösbare Aufgabe (d.h. nur der Reduktionismus hält z.B. die Beziehung zwischen mentalen und materiellen Entitäten für ontologisch unproblematisch – weil „Supervenienz“ an Kau-

1 Auch wenn diese komplexe Reflexivität der Intentionalität in den Arbeiten Tomasellos erst in Reaktion auf kritische Einwände gegen eine gewisse Unterschätzung der kognitiven Leistungen von Primaten erfolgt ist (Tomasello/Rakoczy 2009).

salität assimiliert wird – und die Beziehung zwischen Zeichen und Bedeutung auf die „Repräsentation“ von Objekten reduziert wird). Demgegenüber führt die sachangemessene Rekonstruktion von Intentionalität (sowie auch eine komplexe Theorie sprachlicher Bedeutung, z.B.: Taylor 1985) zu der Einsicht, dass zwischen den naturalistischen und den Sinn-rekonstruktiven Sprachspielen der entsprechenden Disziplinen ein oft durch bloße Äquivokationen (z.B.: durch die ungeprüfte Identifikation von „Organismus“ und „Subjekt“) überspielte Inkommensurabilität besteht. Den Abstand zwischen natur- und kulturwissenschaftlichen *Vokabularen* (siehe: Rorty 1989, aber auch: Habermas 2012a, S. 46 ff.) zu überbrücken, erfordert indessen eine aufwändige Theorie-Übersetzung. Mindestens muss die Koreferenz zentraler Termini („Organismus“ und „Subjekt“) sicher gestellt (oder aber realistisch: erst noch hergestellt) werden; und dieser methodische Schritt fällt umso weniger leicht, je klarer man sich darüber wird, dass die Bedeutung theoretisch bestimmter Begriffe nicht etwa extensional durch die Klasse ihrer Bezugsgegenstände festgelegt ist, sondern, vereinfacht gesagt und nur angedeutet: „theoriegeladen“ ist.² Das Problem einer kontinuierlichen Verbindung zwischen natürlichen Bedingungen (und das heißt ihren Explikationen im naturalistischen Sprachspiel) und dem Phänomen sinnhaften Handelns (d.h. ihren Explikationen im Sinn-rekonstruktiven Vokabular hermeneutischer Wissenschaften) ist wegen dieser nicht-repräsentationalen Beziehung zwischen Begriffen und Bezugsobjekten nicht einfach das Problem eines empirischen missing link in der evolutionären Reihe der humanoiden „Arten“ oder der physiologischen Vorbedingungen der phonetischen Funktionen (Leroi-Gourhan 1984, S. 147 ff.), sondern dieses Problem beruht *methodisch* auf der mangelnden Koreferentialität der zentralen Begriffe von naturalistischen und Sinn-rekonstruktiven Sprachspielen.³

2 Systematisch ist eine „holistische“ Sprachauffassung (für viele: Taylor 1985, Rorty 1989) *dann* von einer „konstruktivistischen“ oder „kontextualistischen“ Radikalisierung des (Referenz-bezogenen) Bedeutungsskeptizismus zu unterscheiden, wenn man nicht länger, wie immer noch vor allem in soziologischen Bezugnahmen auf sprachphilosophische Überlegungen üblich, „Signifikanten“ und „Referenten“ (Bezugs-„Objekte“) identifiziert. Das „konstruktive“ Element einer horizont- und vokabularabhängigen Gegenstands*konstitution* bezieht sich auf die sprachinterne Verknüpfung von Zeichen und Bezug, soweit der Bezug sich durch das Verhältnis von Zeichen zu weiteren Zeichen des Sprachspiels (und ihrem Gebrauch) klären lässt; etwas ganz anderes ist die Referenz auf außersprachliche Referenten, die eben nicht schon durch Benennung und sprachliche Rekursion zwischen Zeichen (die füreinander Signifikat sein können) in einem strikten Sinne „erzeugt“ werden.

3 Zu vermuten ist schon hier, dass diese mangelnde Koreferentialität nicht durch interne Ausbauten der beteiligten Sprachspiele, die diese Sprachspiele in ihrer „Grammatik“ (Wittgenstein) unangetastet lassen, korrigiert werden kann, sondern – wenn

An eben dieser Nahtstelle entfalten die Arbeiten Tomasellos ihren Reiz, denn sie suchen nach solchen Brücken bei dem Versuch, eine hinreichend komplex beschriebene Intentionalität aus der Evolution gestisch und symbolisch koordinierter Kooperation zu erklären. Diese anspruchserhöhende Exposition des theoretischen Unternehmens hat natürlich ihre Vorläufer. Was die mitschwingende Grundsatzfrage nach der Entstehung der (so bemerkenswert eindeutig menschlichen) Sprache betrifft, würde es sich durchaus lohnen, manche aktuellen Diskurse zum Thema an einen nun schon bald 250 Jahre alten Vorstoß zu erinnern: dass Sprache nicht irgendwann, in einer Mischung aus „Pfungsterlebnis“ und spontan verabredeter Taufe all der Dinge, die fertig abgegrenzt um einen herum liegen, entstanden sein kann (sobald die physiologischen Vorbedingungen evoluiert sind), das hat J. G. Herder mit buchstäblich ausgezeichnetem Paukenschlag schon um 1770 geklärt (Herder 1993), und er hat dies interessanterweise – Jahrzehnte vor Humboldt und Jahrhunderte vor Wittgenstein – begründet durch die Einsicht in die grundlegende Differenz zwischen der *performativen* Gestalt sprachlicher Kommunikation (einschließlich Prosodie) und der dieser gegenüber sekundären Schrift und der dann noch einmal sekundären objektivistischen Analyse der *formalen* syntaktischen Regeln und semantisch-lexikalischer „Vergegenständlichungen“. ⁴ An Herder ist deshalb zu studieren, was innerhalb den Unternehmungen Tomasellos einen Unterschied gegenüber eingespielten Gewohnheiten in der Theorie macht. Es macht einen Unterschied, weil in handelsüblichen evolutionstheoretischen Überlegungen zumeist unterschätzt wird, dass es von der Sprache, in der man die Sprache beschreibt, abhängt, ob eine genetisch-diachrone Erklärung sprachlich verfasster und koordinierter Intentionalität gelungen ist. Denn solange die Entwicklung der Sprache nur als Genese eines anderen Ausdrucksmediums für einen ansonsten konstanten „Weltzugang“ (Manipulation von sprachfrei identifizierten „Gegenständen“) betrachtet wird, wird die „welterschließende“ Funktion sprachlicher Interaktion, deren Genese erklärt werden müsste, verfehlt.

denn „Brückentermini“ überhaupt möglich wären – eine dritte Sprache (in deren „Grammatik“ dann jene Brückentermini gehörten) erforderlich macht.

- 4 So heißt es: „Keine einzige lebendigtönende Sprache läßt sich vollständig in Buchstaben bringen und noch weniger in zwanzig Buchstaben; dies zeugen alle Sprachen sämtlich und sonders. Die Artikulationen unserer Sprachwerkzeuge sind so viel, ein jeder Laut wird auf so mannigfaltige Weise ausgesprochen (...). Als gemalte Buchstaben sind sie (die Laute, J.R.), so bequem und einartig sie der lange Schriftgebrauch gemacht hat, immer nur Schatten!“ (Herder 1993, S. 10 ff.). Und ebenso ist eine Rekonstruktion der Sprachgenese, die sich an der Entstehung eines neutralen Mediums der Repräsentation sprachfrei aufgefasster Gegenstände und Vorstellungen abarbeitet, ein szientistisch motiviertes Schattenboxen.

Dieser Einwand kann auf den ersten Blick überzeugend wirken, solange man an biologische, ethologische, paläogenetische und andere, der Familie naturwissenschaftlicher Erklärungen evolutionärer Prozesse angehörende, epistemische Haltungen und Beschreibungsvokabulare denkt. In diesen Feldern der Forschung und Theoriebildung definiert sich das Spektrum der untersuchten Gegenstände eben nicht durch *sinnhafte* Orientierung (so dass es nichts zu deuten gäbe und der Sinn der Vorgänge nicht „hermeneutisch“ zu rekonstruieren wäre). Aus naturalistischer Sicht scheint deshalb die Projektion des Kausalschemas auf den objektiven Zusammenhang der Entwicklung des Gegenstandes auch für solche Phänomene zu gelten, bei denen die Schwelle zur intentionalen und sprachlichen Eigenkoordination von „Verhaltenssequenzen“ und ihrer Struktur überschritten ist. Eben das aber ist eine reduktionistische Anpassung des Explanandums an die Reichweite der kausalen Erklärung, die „objektive“ Ursachen mit Wirkungen verkettet, indem sie das Phänomen: „Sprache“ und „Intentionalität“ exklusiv im Vokabular der Beschreibung und Erklärung objektiver Tatsachen zu identifizieren versucht.⁵ Diese Projektion kausaler Beziehungen zwischen vermeintlich selbst-identifizierten (und nicht etwa „interpretationsabhängigen“) empirischen Entitäten reicht weit in die Soziologie hinein. Auch innerhalb der Soziologie neigen z.B. „neo-darwinistische“ Konzeptionen dazu, das spezifische Explanandum sozio-kultureller Evolutionsprozesse, die deutungsabhängige „Sinn-Identität“ kultureller Institutionen („doppelte Hermeneutik“), empiristisch zu reduzieren, so dass z.B. „Wissen“ als eine vergleichsweise undefinierte Kategorie, die das „Material“ evolutionärer Variationen und Errungenschaften bestimmen soll, zur „verhaltenssteuernden Information“ umdefiniert wird (Campbell 1974; vgl.: Kappelhoff 2015, S. 411). Eine solche Übersetzung sozial sinnhafter Handlungskoordination in die „Steuerung des

5 Ein eindringliches Beispiel für die irreführenden Konsequenzen der Projektion biologischer Mechanismen und Gegenstandsentwürfe auf kulturelle Prozesse stellt die Theorie der „Meme“ (Dawkins 1996, Dennett 1996) dar (Müller 2010, S. 37 ff.). Analog zu („egoistischen“) Genen sollen „Meme“ als überlebenshungrige „Sinneinheiten“ sich möglichst vieler „Gehirne“ als „Vehikel“ zu ihrer Replikation bemächtigen, woraus sich die Genese und Proliferation kultureller Sinngehalte (unterschiedlichster Art vom Händedruck bis zur Sonatenform) erklären lassen soll. Abgesehen von dem schon erheblichen Problem, dass es keinerlei handfeste Identitätskriterien für die Bestimmung einzelner, abgegrenzter Meme zu geben scheint, zersetzt die notwendige Interpretationsabhängigkeit der materialen Weitergabe (von „Gehirn“ zu „Gehirn“) die evolutionstheoretisch wichtige Differenz zwischen „Variation“ und „Selektion“ (Blackmore 2000; dazu: Müller 2010, S. 37 ff.). Das Phantasma der „Meme“ hält also nicht mal Vokabular-intern stand; die Gründe dafür liegen jedenfalls auffälliger Weise darin, dass der Gegenstand in der Dimension der Sinnkonstitution liegt (Müller 2010, S. 56 ff.).

Verhaltens“ durch „Information“ macht es dann dem Anschein nach nicht mehr erforderlich, zwischen der durch Pheromone gestützten „Kooperation“ der Ameisen und der *normativen* Integration „doppelt kontingenter“ Handlungssequenzen, in denen intentional strukturierte Interaktionsteilnehmer Handlungen „verstehen“ müssen, einen *qualitativen* Unterschied zu sehen (siehe dagegen eben schon: Parsons 1964). Damit aber wird die eigentliche Herausforderung, zwischen einem informationstheoretisch-empiristischen und einem Sinn-rekonstruktiven hermeneutischen Vokabular zu *übersetzen* – durchaus im Sinne einer handfesten *petitio principii* – eben *nicht* angenommen. Insofern setzt sich die Differenz zwischen natürlicher und kultureller Koordination von Verhalten bzw. von Handeln gewissermaßen in der Differenz zwischen naturalistischen und kulturtheoretischen Vokabularen fort, ohne dass die evolutionstheoretischen Argumentationen auf genau diese ihnen eigene selbstreferentielle Problematik überhaupt eingehen würden.

Man kann allerdings bezweifeln, dass dieser Einwand gegen die „Vokabular-Vergessenheit“ von Theorien der *sozio-kulturellen* Evolution auch längst etablierte Grenzgänger zwischen den Wissenschaftskulturen trifft wie die „Philosophische Anthropologie“ oder aber die ebenfalls schon lang kanonisierte Intersubjektivitätstheorie G. H. Meads. Immerhin hat Mead selbst die Genese der geteilten Intentionalität (im Sinne des Vorrangs der Intersubjektivität vor der Genese des „Selbst“) an den kooperativen Gebrauch der „signifikanten Geste“ zu knüpfen empfohlen. Müsste man also angesichts solcher Alternativbemühungen um die Genese des intentionalen Bezugs zu sozial koordinationsstauglichen Zeichen den Neuigkeitswert der Tomasello-schen Problemexposition doch deutlich geringer veranschlagen?

Für die Einschätzung der Relevanz einer „soziopragmatischen Theorie des Spracherwerbs“, mit der Tomasello grundlegende Fragen der sozio-kulturellen Evolution wenigstens richtig zu stellen beansprucht (Tomasello 2011, S. 168 ff.), ist angesichts dieser Bedenken ein Umweg durch die genannten Alternativen durchaus zielführend. Die folgenden Überlegungen stellen deshalb die detaillierte Auseinandersetzung mit Tomasello zugunsten einer sinnvollen Anreicherung des Problembewusstseins zunächst zurück, um das Problem der Vokabulare evolutionärer Erklärungen von Intentionalität (und sprachlich verfasster „Kultur“) in ein schärferes Licht zu stellen.

2. Philosophische Anthropologie oder G. H. Mead: Brückenbau-Surrogate

Die problematische Differenz zwischen natürlich konstituierter Aktivität des Organismus bzw. „soziobiologischer“ Organisation eusozialer Populationen und *kulturell* konstituierter Kommunikation setzt sich in der Differenz

zwischen entsprechenden Vokabularen fort. Dass es bereits gelungen sei, diese *beiden* Differenzen in eine narrativ repräsentierbare Kontinuität – sachbezogen wie terminologisch – zu überbrücken, ist häufig genug behauptet worden. Es fällt jedoch gerade im Lichte der *sprachtheoretischen* Skrupel der Tomasello'schen Unternehmung auf, dass es weder der philosophischen Anthropologie (Gehlen 1956; 1962, S. 46 ff.), noch dem amerikanischen Pragmatismus (Mead 1964b und 1967), noch den daran anschließenden Intersubjektivitätstheorien (Joas 1980), noch etwa der so genannten strukturalistischen Theorie (Dux 1989, S. 23 ff.) gelungen ist, die *Genese* spezifisch humaner Intentionalität und Sozialität überzeugend zu *erklären*, das heißt aus den naturalen Antezedenzbedingungen in der *Vorgeschichte* anthropospezifischer Kulturentwicklung abzuleiten, *ohne* das Ergebnis der rekonstruierten Entwicklung, das Explandum um dieser Rekonstruktion willen reduktionistisch zu definieren oder aber umgekehrt: eine ausreichend reichhaltige Charakterisierung des Explandums in die Ausgangsbedingungen zu projizieren.

Einen ersten Hinweis auf den Zusammenhang zwischen heterogenen Vokabularen und der Brückenfunktion evolutionstheoretischer Rekonstruktionen gibt die Erinnerung an die Ausgangsintuition der philosophischen Anthropologie: an die anti-cartesiansche Vorstellung vom humanspezifischen Weltverhältnis als einer *vorthoretischen* und d.h. theoretisch nur unvollkommen „repräsentierbaren“ „Eingelassenheit“ des Menschen in die Welt, die (wie oben erwähnt, mit Vorklängen u.a. bei Herder) einen Anfang genommen hat mit Heideggers Analyse des „In-der-Welt-Seins“ (Heidegger 1984): In dieser Fassung nämlich ist das humane Weltverhältnis als eine „ontologische Auszeichnung“ charakterisiert, und damit von Beginn an in einer *doppelten* Hinsicht von jeder naturalistischen Anthropologie distanziert. Erstens ist nämlich diese Auszeichnung ein Merkmal des Daseins selbst, dem es als einem „geworfenen Entwurf“ „in seinem Sein um sein Sein gehe“ (Heidegger 1984, 8 ff.) – „der Mensch“ baut also nicht nur Werkzeuge und kulturelle Institutionen, sondern er „versteht“ die Welt im Modus selektiver Auslegung; zweitens aber markiert die „ontologische“ Auszeichnung eine reflexive Charakterisierung jeder *Theorie* dieses Weltverhältnisses: sie kann als eine ihrerseits existentiell fundierte Auslegung ihrer *eigenen* praktischen Einbettung (vgl.: Weiß 2001, S. 19 ff. und Koppetsch 2001, S. 367) diese Grundlage, das genuin *praktische* Verhältnis zur „Welt“, nicht „einholen“, nicht restlos transparent machen, sondern höchstens in selektiver Weise, mithin zugleich „entbergend“ und „verbergend“ *erschließen* (Lafont 1994; Renn 2001).⁶ Auch eine *Theorie* der Genese eines Typs der Interaktion (der

6 In aller Kürze: „Welterschließung“ kann sprach-, geltungs- und referenztheoretisch als eine „Übersetzung“ des praktisch vermittelten Zugangs zur „Gegenständlichkeit“

vorsprachlichen Lebensform im Sinne von Wittgenstein und auch von Tomasello), die bezogen auf das intentionale „Welt-“ und „Selbstverhältnis“ eines Akteurs konstituiert und konstituierend zugleich sein soll, kann also in ihrer Abhängigkeit von einem *Vokabular*, in ihrer „Theorie-Geladenheit“ (Quine 1980), nicht als eine „Repräsentation“ ihres Bezugsgegenstandes, sondern nur als eine immer unvollkommene, zudem als eine „emergente“ Explikation eines nicht explizierbaren, praktisch aber wirksamen (also „realen“) Bezugsgegenstandes gelten (Rorty 1989; vgl.: Renn 2008a).

Das bedeutet nun durchaus nicht, dass jede explizite Artikulation des fraglichen dynamischen Zusammenhangs (Evolution) eine bloße diskursive Konstruktion ohne „reale“ Referenz wäre. Es bedeutet eher, dass schon die *Form* der expliziten Theorie, die propositionale, oder mit Heidegger: „apophantische“ (Heidegger 1984, S. 158) Struktur der Zuordnung von Eigenschaften, Merkmalen bzw. Prädikaten zu einem referentiell individuierten „Gegenstand“, eine theorieabhängige Ontologie der Gegenstände, eine in der Kopula hinterlegte Auslegung des Sinns von Sein (als „Vorhandenheit“) *projiziert*. Eine solche den Gegenstand vorkonstituierende „Auslegung“ von „Sein“ liegt dann beispielsweise in der Form der Auslegung sprachlicher Bedeutung als „verhaltenssteuernde Information“ vor: Die Genese sprachlicher Kommunikation in evolutionären Prozessen wird eine vergleichsweise anspruchslosere Angelegenheit wenn – siehe oben – das naturalistische Vokabular „Bedeutungen“ als empirische Entitäten behandelt, die qua Isomorphie ihrer möglichen kausalen Rollen mit z.B. genetischen „Informationen“ ein homogenes Kontinuum bilden.

Die ontologische „Auszeichnung“ des pragmatischen Weltverhältnisses vortheorietischer „Welt-Deutung“ hat demgegenüber die epistemologische Implikation, dass Theorien der *praktischen Grundlage des Weltverhältnisses* als kontingente Vokabulare, als *Übersetzungen* zwischen dem implizit Gewissen und dem explizit-propositional Definierten, gelten müssen (so auch: Habermas 1999). Und das verpflichtet zur Distanz gegenüber jeder repräsentationalistischen Vorstellung über den Status möglicher positiver Bestandsaufnahmen der Anthropologie des existentiellen Weltverhältnisses.

Vor diesem Hintergrund betrachtet, haben sowohl A. Gehlen als auch H. Plessner zwar die Aufgabe einer Analyse der „Sonderstellung des Menschen“ präzise formuliert (Gehlen 1956; 1962) und dabei das Problem

in die explizit-propositionale Bezugnahme auf sprachabhängig identifizierte „Gegenstände“ verstanden werden, so dass sich die sprachliche Welterschließung – in der Tradition von Humboldt über Heidegger bis Paul Ricoeur und Charles Taylor – als ein Modus der zugleich selektiven und produktiven Bezugnahme auf „etwas“ verstehen lässt, der zwischen der „Entdeckung“ von Objektivem und der „Erfindung“ fiktiver Bezugsgegenstände, zwischen Konstruktivismus und Repräsentationalismus liegt (vgl. dazu: Taylor 1985 und Ricoeur 1986).

heterogener Beschreibungssprachen berührt, sofern sie die existentiell-praktische Welteingelassenheit und die Biologie bzw. Anatomie auf einander zu beziehen versuchten. Aber die Naht zwischen den positiven Beschreibungen der Gattung, von der Biologie bis zur Paläoanthropologie, und der Heideggerschen Hermeneutik der Faktizität (des praktischen Weltverhältnisses) bleibt brüchig, weil die Prinzipien z.B. der „Instinktreduktion“, der evolutionär erzwungenen „Institutionalisierung“ und der „exzentrischen Positionalität“ unauflöslich oszillieren müssen zwischen dem Status objektiver „natürlicher“ Gattungsmerkmale und dem Status einer hermeneutischen Re-Konstruktion des spezifisch intentionalen, individuellen oder kollektiven Welt- und Selbstverhältnisses – das eine *erklärt* nicht das andere, und nicht einmal die „Koreferenz“ entsprechender Ausdrücke kann als gesichert gelten. Im Gegenteil: die Suggestion der Koreferenz zwischen naturalistischen Ausdrücken („Ausstattung“) und hermeneutischen Begriffen („Exzentrizität“) überdeckt die Gefahr einer Pseudo-Erklärung durch Äquivokationen, die das zirkuläre Moment der Projektion des Explanandums in das Explanans überdecken.⁷ Die philosophische Anthropologie wäre darum im Vergleich mit der Heideggerschen Reflexion auf die *ontologische* Auszeichnung des Daseins (und der entsprechenden Fundierung apophantischer Bezugnahmen auf das pragmatische Fundament des Bezugnehmens) eine Regression in die Beobachtung erster Ordnung, wenn sie diese „Auszeichnung“ vom Standpunkt einer objektivierenden Analyse aus als eine *natürliche* Bedingung charakterisieren wollte. Anderenfalls aber wäre sie eben keine objektive *Erklärung*, sondern eine existentiell motivierte *Naturauslegung*, die zu ihrer Plausibilisierung die Autorität der positiven Naturwissenschaften und ihres Vokabulars, inklusive Erklärungsanspruch – gegen die Absicht der philosophischen Anthropologen – *nicht* heranziehen kann (weil eben diese naturalistische Auslegung im Sinne Heideggers, aber auch des späten Husserl, als ein „Weltbild“ neben anderen mögliche „Objektivität“ nicht abbildet, sondern konstituiert).

7 Bei Gehlen lässt sich dementsprechend eine terminologisch induzierte „Aufladung“ der *Beschreibung* natürlicher Grundlagen des Gattungswesens mit bereits „kulturspezifischen“ und darum (aufgrund semantischer Implikation) nicht mehr nur „kulturkonstitutiven“ Merkmalen beobachten („bedürfnisüberlegene Antriebsstruktur“ und „überschüssige Lebendigkeit“, Gehlen 1962, S. 239). Durch die Beschreibung der angeblich natürlich konstituierten Instinktreduziertheit und der darin liegenden (schon von Herder 1772 diagnostizierten) Entgrenzung des Situationsbezugs werden auf diese Weise spezifische Merkmale des Explanandums (Sprache und Institutionen) bereits in das Explanans („Ausstattung“) *projiziert*. Man kann zwar einwenden, dass das anders nicht funktioniert, allerdings haben wir es dann sicher nicht mit Brückentermini oder mit einer die Differenz der Vokabulare übergreifenden und übersetzenden dritten Sprache zu tun.

Das Problem bündelt sich in einem – durch eine repräsentationalistische Grundhaltung notorisch überspielten – Mangel an Ko-Referentialität (Bezugs- und Bedeutungsgleichheit) von Schlüsselbegriffen konkurrierender Beschreibungssprachen. Entitäten, deren Eigenschaften und Funktionen im Horizont des Kausalschemas explanative Rollen einnehmen können, haben andere Identitätskriterien als Entitäten, die im Horizont intentionaler Sinnkonstitution individuiert werden. Das eine sind Dinge (oder Ereignisse), das andere *Phänomene*.⁸ Bezogen auf die Intentionalität sind deshalb Vorstellungen keine *Repräsentationen*, sondern *Deutungen* von vorgestellten Entitäten (Auffassungen von etwas als „etwas“). Die Referenzobjekte bleiben in einem *objektivistischen* Vokabular Eigenschaftskonstant, wenn die Zeit vergeht, jene Vorstellungen bleiben es aber (relativ zu phänomenologischen Beschreibungen) nicht. *Gedachte* „Ziele“ z. B. als antizipierende Vorstellungen eines Handlungszweckes sehen ex ante und ex post notwendig anders aus (z. B. als erfüllte „Leerintentionen“), während objektive Zustandskonstellationen, die intentional vorgestellt/angestrebt werden, einfach sind, was sie sind (jedenfalls im Lichte einer objektivierenden Beschreibung). Dass sie ex post etwas anderes *bedeuten* können, ändert ihre realen bzw. materialen oder objektiven Eigenschaften nicht, wohl aber ändern sich die Eigenschaften der *Vorstellungen*, die sich auf sie beziehen.⁹

Das alles ist für die Evolutionstheorie deshalb von Bedeutung, weil eine evolutionäre Erklärung der sprachlich verfassten Kooperation und der dazu gehörenden komplexen Intentionalität mit eben dieser Differenz zwischen „Identitätskriterien“ ringen müsste: wenn für die Rekonstruktion der Genese spezifisch menschlicher Kommunikation und Kultur das Prinzip der „geteilten Aufmerksamkeit“ entscheiden ist, dann verkompliziert die Differenz zwischen „Objekten“ (mit entsprechenden Identitätskriterien) und „Objekt-

8 Vor allem zeitliche Strukturen machen den Unterschied: Entitäten, die kausale Rollen spielen können, können in ihrer Identität als zeitresistent behandelt werden (vor allem deshalb sind Ereignis-„Tokens“ natürlicher Arten geeignet unter „Types“ als Variablen nomologischer Generalisierungen subsumiert zu werden), d. h. sie verändern ihre Bedeutung und ihre Eigenschaften nicht im Fortlauf der Zeit (vielleicht ihre kausale Rolle); Entitäten in sinnhaften Horizonten der Synthesis, also der Gegenstands-Individuation, verändern dagegen durchaus retrospektiv ihren Sinn, weil ex post Interpretationen ihre zugeschriebene Substanz und ihre Individuation verändern können.

9 Man muss keine „internalistische“ Bedeutungstheorie verfechten, um der phänomenologischen Tradition der Analyse intentionaler Zeithorizionalität Zuständigkeit für diese Dinge zuzugestehen. Die Zwischenschaltung der immanenten Sinnkonstitution (bezogen auf das Subjekt oder aber auf das Vokabular) erzwingt keine konstruktivistische Eskamotierung externer Kontrolle des Bezugs der Zeichen, aber Bezugnahme auf externe Umwelten ist als Teil eines Sprachspiels keine *Abbildung* des Objektiven.

Vorstellungen“ (mit *anderen* Identitätskriterien) die Erklärungs-Aufgabe erheblich. Man muss dann erklären, warum und in welchem Sinn „Objekt-*Vorstellungen*“ identisch sind bzw. identisch sein oder werden können. Und dies wird noch schwieriger, wenn man wie Tomasello den Spracherwerb an die Teilnahme an praktischen Routinen („Lebensform“) bindet, so dass also intentionale „Vorstellungen“ von Objekten ihre Identität nicht primär aus der denotativen Beziehung der Vorstellung zu einem externen, objektiven Gegenstand, sondern aus den kontingenten Konventionen eines kooperativen *Umgangs* mit solchen Objekten und des (illokutionären) Gebrauchs der Zeichen beziehen. Geteilte Aufmerksamkeit ist also nicht einfach reziproke Objekt-Aufmerksamkeit, sondern die intentionale Beziehung zur Intention des anderen ist bereits „proto-illokutionär“ (Tomasello) aufgeladen mit dem Anspruch auf Reziprozität der praktischen Erwartungen an den *Umgang mit* „Objekten“ (nicht der „Repräsentation“ von Objekten, so auch: Tomasello 2002, S. 119) und des praktischen Gebrauchs der Zeichen.

Dass durch diese Differenz zwischen den Beschreibungsvokabularen (Phänomenologie intentionaler „Objekt“-Konstitution versus naturalistische Beschreibung „identischer“ Sinneseindrücke) die evolutionäre Erklärung vor große Aufgaben gestellt wird, zeigt sich ebenso in einer gegenüber der philosophischen Anthropologie ganz andersartigen Theorietradition: G. H. Mead hat bereits die Genese der kooperativen Verwendung von Zeichen, die für ego und alter bedeutungs*identisch* sein sollen, erklären und daraus wiederum die Möglichkeit der Genese des subjektiven Selbstverhältnisses ableiten wollen (wenn man so will: das die Kausalbeziehung inhibierende Moment der intentionalen Orientierung aus der „natürlichen“ Koordination der Organismen). Aber der Versuch, die Genese des reflexiven Selbst auf einen vorgängigen, „intersubjektiven“ Prozess zurückzuführen (auf die vorreflexiv koordinierte Interaktion und dann auf die Perspektiven*übernahme*), bleibt ebenfalls im Dualismus zwischen Sinnrekonstruktion und naturalistischer Reduktion verfangen. In Meads Version der „geteilten Aufmerksamkeit“ wird der Übergang zum Zeichengebrauch selbst als eine Verlängerung der *kausalen* Beziehung zwischen Organismen behandelt: erklären will Mead, dass und wie das „Selbst“ seiner selbst gewahr wird. Dazu stellt er die „Perspektiven-Übernahme“ (das „taking-the-attitude“) ins Zentrum der Analyse einer intersubjektiv begründeten *Ausdifferenzierung* subjektiver Intentionalität (Mead 1967). Eine nicht *zirkuläre* Erklärung der Genese der Perspektivenübernahme aus der Übernahme der Perspektiven ist allerdings nur durch die Unterstellung der strikten Bedeutungsidentität von Gesten als „signifikanten“ Symbolen zu gewinnen. Deshalb definiert Mead die Übereinstimmung der Perspektiven von ego und alter (der „Objekt-Vorstellungen“) als Übereinstimmung der von ego und alter als Folge einer Symbolverwendung erwarteten „Reaktion“. Und diese Reaktions-

gleichheit beschreibt er wiederum im naturalistischen Vokabular als Identität objektiver Ereignisse in den kausalen Reihen der Bewegung von Organismen, so dass der erwarteten Reaktion, damit der Zeichenbedeutung und damit schließlich der intentionalen Bedeutungszuschreibung die Identitätskriterien objektiver Entitäten untergeschoben sind. Dadurch aber wird das empirische Selbstverhältnis (die intentionale Orientierung auf den *praktischen* Sinn von Zeichen) durch die repräsentationalistische Auffassung der Bedeutungsidentität zu einer bloßen intentionalen Kopie externer Verhaltenserwartungen. Das „Me“ als Ensemble aller von außen attribuierten Erwartungen an die Person speichert gewissermaßen die objektiven Regelmäßigkeiten intersubjektiver Praxis ab. Die für die evolutionäre Erklärung von menschlicher Kommunikation und Kultur konstitutive Dimension der Sinn-Deutung als Teil intentionaler Reziprozität (d.h. das Problem der Übereinstimmung der *Deutungen* des praktischen Sinns von Zeichen im Sinne arbiträrer Konventionalität, vgl. dazu: Tomasello 2011, S. 115 ff.) wird durch die Zurückführung auf objektive Reaktionsgleichheiten naturalistisch überspielt.

Das war Mead selbst zu wenig, so dass er die Abweichung der „Identität“ (wir können erweitern: die konstitutive Kontingenz der *subjektiven* Intentionalität, die das „Teilen“ der Intention so kompliziert erscheinen lässt) und den innovativen Beitrag des Einzelnen, d.h. die von Hans Joas besonders betonte Kreativität (Joas 1992), durch die Residualkategorie des „I“ sicher zu stellen versuchte (Mead 1964a). Warum aber die Person in der Rolle des „I“ überraschen können soll, was daraus wiederum für die Grundlage, die Genese und die Reproduktion der Reziprozität der Perspektiven („geteilte Intentionalität“) folgt, das erfährt man bei Mead nicht. Entweder reduziert das Meadsche Erklärungsprogramm Subjektivität und komplexe Intentionalität auf eine „Kopie“ externer Erwartungen und objektiver Regelmäßigkeiten, oder aber Mead kappt die erklärende Verbindung zwischen 1) einem objektivistischen Modell der Perspektivenübernahme inklusive der Charakterisierung eines individuellen, spontanen Selbst, das Zeichen auf kontingente Weise interpretiert, und 2) eben jener Form von *kollektiv* koordinierter Intentionalität, die evolutionär erklärt werden sollte (siehe dazu ausführlicher: Renn 2006b und 2013).

Es zeichnet sich indessen deutlich ab, dass das Problem der genetischen Rekonstruktion der *geteilten Intentionalität* bzw. der Fähigkeit zur Perspektivenübernahme nicht einfach durch eine Überblendung zwischen naturalistischem (bei Mead: „behavioristischem“) Vokabular und sinn-rekonstruktiver Analyse der Infrastruktur praktischer Intentionalität gelöst werden kann. Die „ontologische Auszeichnung“ des humanen intentionalen Akteurs (als Explanandum der Evolutionstheorie) kann weder objektivistisch in eine

positive Anthropologie noch naturalistisch in einen behavioristischen Pragmatismus *übertragen* werden.¹⁰

3. Tomasello und die Infrastruktur der „geteilten“- Intentionalität

Neben der *Reduktion* der Intentionalität auf naturale Kausalbeziehungen ist es vor allem die *Projektion* anspruchsvoller Intentionalität in die evolutionären Ausgangslagen *vor* der Emergenz doppelt kontingenter, Sinn auslegenden, schwer zu koordinierender Intentionalität, die das Problem der heterogenen Vokabulare zu überspielen versucht. Diese Verführung ist trotz aller Behutsamkeit auch in Tomasellos Versuchen zu spüren, die Entstehung der spezifisch menschlichen reflexiven Intentionalität phylo- wie ontogenetisch aus der *vorsprachlichen* Kooperation zu erklären, um damit den evolutionären Übergang zwischen der Evolution der Natur und der Konstitution der Kultur theoretisch identifizieren zu können (Tomasello 2002; 2011).

Tomasello verknüpft die ethologischen Analysen *beobachtbarer* Interaktion mit einer sprachphilosophischen Charakterisierung des Beobachteten, d.h. der spezifisch humanen Intentionalität (und Sozialität). Diese Verbindung könnte prinzipiell als konzeptuelle Brücke zwischen einer naturalistischen Interpretation der kausalen Sequenzen des Zusammenwirkens von Einzel-Organismen und einem normativ gehaltvollen Begriff kultureller und kommunikativer Kooperation gelten. Man hat es also mit dem Versuch zu tun, *zwei Formen* der Interaktion genetisch aufeinander zu beziehen: die natürliche Sequenz, in der einzelne Akte einzelner Organismen für einander Ursachen und Wirkungen sind (und damit in evolutionsbiologische Erklärungsformate eingetragen werden können), und die performativ-propositional strukturierte Kommunikationssequenz, die durch geteilte Intentionalität, Kooperation und Normativität ausgezeichnet ist.

Menschenkinder verstehen schon vor dem Erwerb ausgebildeter Sprachkompetenz, dass andere Intentionen haben und sie „versuchen (...) die Bedeutsamkeit der referentiellen Handlung des Kommunizierenden für dessen soziale Intention zu erschließen“ (Tomasello 2011, S. 255). Das heißt, sie

10 Das konstitutionslogische Paradox: Akteure konstituieren die Interaktion, die Akteure konstituiert, beruht auf der epistemologischen Paradoxie, dass die Interaktionstheorie das vortheoretische Interagieren *theoretisch* bestimmen muss. Sie steht also ihrem „Gegenstand“ nur deshalb *gegenüber*, weil sie – ihrer eigenen Analyse zufolge – als theoretisches Vokabular sich gerade in dieser Modalität von ihrem Gegenstand unterscheidet und also diesen Gegenstand in diesem Vokabular nicht repräsentieren, sondern höchstens *übersetzend* erschließen kann (dazu näher: Renn 2008a).

schreiben *soziale* Intentionen zu (etwa das Interesse daran, Gefühle zu teilen), nicht etwa nur übereinstimmende, dabei aber egozentrisch-instrumentelle Aufmerksamkeiten. Geteilte Intentionalität und kooperative Einstellung sind in Tomasellos Perspektive letztlich für die spezifisch humane Form des Lernens und langfristig betrachtet für den „kulturellen Wagenheber-Effekt“ verantwortlich, d.h. für die evolutionäre Stabilisierung von Innovationen *ohne* den mühsamen Umweg über die genetische (und nicht-lamarckistische) Codierung von Verhaltensweisen, deren allmählich ausgelesenen Variationen durch objektive Anpassungsvorteile eine Richtung erhalten (Tomasello 2002, S. 50 ff.). Diese kooperative Intentionalität und die durch sie charakterisierte Kooperation tragen das Potential zur höheren sozialen Organisation, zum entfalteten Zeichengebrauch und zu kumulativen Effekten des kollektiven Lernens aber aufgrund der Doppelrolle des „gemeinsamen Hintergrundes“, der den Zeichen für ego und alter eine praktisch hinreichend übereinstimmende referentielle und performative Bedeutung verleiht. Dieser Hintergrund hat eine Doppelrolle, weil er auf der einen Seite die Basis der phylo- und der ontogenetischen *Genese* der kommunikativen Kompetenz, auf der anderen Seite jedoch der *Effekt* (die evolutionäre und die sozialisatorische Resultante des Übergangs der Kooperation zum Zeichengebrauch) sein soll (vgl.: Tomasello 2011, S. 154, 179 und 210, 217).

Tomasello ist es aufgrund dieser ambivalenten Rolle, die er dem „gemeinsamen Hintergrund“ in seiner Erklärung zuteilt, am Ende zwar gelungen, das *Problem* des Übergangs zwischen der natürlichen und der kulturellen Koordination humaner Kooperation genau zu identifizieren, gelöst wird es aufgrund des theoretisch multi-funktionalen Begriffs des Hintergrunds und der darin implizierten Form der „Interaktion“ aber nicht. Allerdings stellt Tomasello – gegen die eigenen Absichten vielleicht – das Problem der „Vokabular-Abhängigkeit“ des *Begriffs* und damit der evolutionstheoretischen Analyse der „Interaktion“ (als Hintergrund und Horizont geteilter Intentionalität) durch seine *pragmatistisch* anmutende Erklärungsweise in ein helleres Licht. Dafür steht vor allem die von Tomasello so genannte „sozialpragmatische Theorie des Spracherwerbs“ (Tomasello 2011, S. 181 ff.). Sie hebt zuerst das Niveau der Problemexposition an, verschärft damit aber ohne Ausblick auf eine Lösung das Problem der Zirkularität der Erklärung der geteilten Intentionalität (oder auch mit Mead: das Problem der „Perspektivenübernahme“). Denn es ist kaum zu übersehen, dass auch hier die *Genese* der Interaktionsfähigkeit der Einzelnen aus dieser Interaktion selbst erklärt werden soll. Damit stößt auch dieses anspruchsvolle und stark beachtete Erklärungsprogramm reflexiv auf die *Mehrdeutigkeit* der Interaktion, darin auf das Problem der beschreibenden und erklärenden Vokabulare. Tomasellos leitende Idee lautet, dass die genetische Voraussetzung der symbolisch strukturierten, geteilten (vor allem „altruistischen“) Intentionalität – der intentionalen Zu-

schreibung „egos“, dass „alter“ ego *adressiert* und also diesem Intentionen zuschreibt¹¹ – in der vorsprachlichen, in Gesten mit „protoillokutionärem“ Charakter manifesten, Kooperation in einer geteilten Umgebung besteht. Dieses „Teilen“, demzufolge die Kooperationspartner in einer identischen Umgebung agieren, auf die sie sich auch intentional beziehen können, hat allerdings notwendig noch nicht die Form der *begrifflich* strukturierten Ko-Referenz (denn deren Entstehung soll ja durch den Übergang vom „Proto“-Charakter der illokutionären Qualität der Zeigegeste zur propositional entfalten Adressierung erklärt werden). Die „geteilte“ Umgebung ist mithin ein Korrelat der *praktischen* Verschränkung zwischen mindestens zwei Welt-Eingelassenheiten (siehe oben Heidegger), für die das gemeinsame „Bezugsobjekt“ nicht den Charakter der Existenz identifizierter Objekte, sondern den der „Zuhandenheit“ hat.

Diese Form von Umwelt trägt also auf der frühen Stufe als ein *performativ* gemeinsamer Hintergrund den Funktionswert der einzelnen, noch vorsprachlich also „präkonventionellen“ Gesten zwischen den Individuen. „Zuhandenheit“ ist allerdings – aufgrund seiner Indifferenz gegenüber einem phänomenologischen Intentionalitäts-Begriff – kein operativer Begriff in Tomasellos Überlegungen. Das ist insoweit zu bedauern, als die *phänomenologische* Rekonstruktion von Intentionalität an Stelle der zum Teil irreführenden Anknüpfungen Tomasellos an Searle (1987)¹² zwischen dem „vorbegrifflichen“ Umgang („fungierende Intentionalität“) und dem sprachlich expliziten

11 Die „Eigenschaft“ der menschlichen Intentionalität also, die sie von der Intentionalität der Primaten unterscheiden soll, so dass die genetische – und d.h. eben bei Tomasello *zugleich* die biologisch-evolutionäre wie die sinnrekonstruktiv konstitutionstheoretische – Erklärung der humanen Kulturentwicklung mit einem gegenüber reduktionistischen Ansätzen anspruchsvoll definierten Explanandum startet.

12 Das Problem mit der Searleschen Version lautet, sehr kurz gesagt, dass der Vorteil einer Konzeption, die die Immanenz des Bewusstseins mit Sprache imprägniert, mit der Reduktion von Sprache auf Intentionalität erkaufte wird. Trotz Sprechakttheorie vertritt Searle eine intentionalistische Bedeutungstheorie. Für ihn ist die Sprache „Ausdruck“ von Intentionen, und intersubjektive Bedeutung ist einfach die Institutionalisierung von „Schnittmengenintentionalität“. Für Tomasellos Anliegen liegt das Problem dann jedoch darin, mit Searle Intentionalität selbst nicht als *Ergebnis* einer Differenzierung von bewussten Selbstverhältnissen ausweisen zu können. Searle schreibt ausdrücklich: „Intentionale Zustände repräsentieren Gegenstände und Sachverhalte“, sowie: „Sprache leitet sich von der Intentionalität her und nicht anders herum“ (Searle 1987, S. 19). Folglich sind kollektive Institutionen Schnittmengen von auf mehrere Personen verteilten Vorstellungen. Das ist – soziologisch gesehen – recht naiv, sofern es z.B. das Problem der doppelten Kontingenz zwischen alter und ego handstreichartig leugnet – bzw. auf empirische Informationsdefizite herunterrechnet. Leider springt Tomasello an vielen Stellen auf diesen Zug auf (Tomasello 2011, S. 84). So verkürzt er mit Searle die Abstände zwischen geteilten Intentionen, die auf präsente

Gegenstandsbezug („reflexive Intentionalität“) genau zu unterscheiden pflegt. Aber Tomasello macht gleichwohl unmissverständlich klar, dass zum „Hintergrund“ intersubjektiv geteilter Bedeutungen eine *praktische* Gemeinsamkeit gehört.¹³ Tomasello behauptet, dass die „protoilokutionäre“ Bedeutungsschicht der Geste sowie die in der berühmten Neunmonats-Revolution in der Kleinkind-Entwicklung durchbrechende Zuschreibung von Intentionen des anderen (Tomasello 2002, 74 ff.) *keine* propositionale oder begriffliche Struktur haben muss, und dass sie eine solche Struktur vor allem gar nicht haben *kann*. Entscheidend ist, dass in den „Zeigegesten“ sich zwar ein Spezifikum des Menschen manifestiert (Tomasello 2011): die Adressierung an ein als intentionales Wesen aufgefasstes Gegenüber, dass diese „protoilokutionäre“ Dimension aber als eine *performative* Qualität auf die unmittelbare situative Anbindung an die zuhandene Umgebung angewiesen bleibt. Denn in der den Sprachgebrauch anbahnenden Phase der Entwicklung gibt es noch keine ausgebildete Kompensation für den Ausfall der *praktisch* verankerten Indexikalität einer konkreten Geste (die Kinder zeigen eben auf „etwas“ *Zuhandenes*, das gewissermaßen *performativ* als etwas, als Teil eines sequentiellen Ganzen, also als etwas, das so oder so *gebraucht* werden kann, ausgelegt ist – nicht im apophantischen Modus der Subsumtion unter den Begriff also, sondern im hermeneutischen Modus der praktischen Auslegung). Der Gebrauch von symbolische *generalisierten* Ausdrücken (Protobegriffen und allgemeinen Prädikaten) beruht demgegenüber auf der voraussetzungsreichen Möglichkeit „ent-indexikalisierten“ Ausdrücken durch typisierende Verallgemeinerungen und standardisierten Charakterisierungen einen hinreichend spezifischen Bezug zu geben (dazu auch: Ricoeur 1978). Hier argumentiert Tomasello, ohne es direkt auszusprechen, hermeneutisch: sowohl die Genese als auch die Verwendung allgemeiner Typisierungen (Begriffe) enthält immer einen indexikalischen Bezug (eine performative Individuierung relativ zu den immer spezifischen „realen“ Situationen des Spracherwerbs und -gebrauchs), der sich auf die „Identität“ der Bedeutung auswirkt. Und zwar so, dass „identische Bedeutungen“ von Symbolen (siehe: Mead, aber auch: Habermas 1992 und auch noch: 2012b, S. 59) *nicht* als Grundlage und Möglichkeitsbedingung des Spracherwerbs (Tomasellos Kategorie des „begrifflichen Hintergrunds“), sondern nur als

Dinge zielen, und solchen, die kulturelle Institutionen betreffen, in dem er Geld, Präsidentenamt und andere höchst voraussetzungsreiche Synthesen wie Searle als einfache Verabredungsergebnisse behandelt.

- 13 Tomasello würde also dem Vorbehalt zustimmen müssen, dass es für die theoretische Rechtfertigung des externen Bezugs deskriptiver Ausdrücke und bedeutsamer Symbole nicht genügt, der Welt und den Dingen selbst eine begriffliche Struktur unterzuschieben.

Effekt der Ent-Indexikalisierung (Tomasellos „Konventionen“) des situativ („Zuhandenheit“) desambiguierend-eingebetteten Zeichengebrauchs (Geste) in Betracht kommen können.

Geteilte Aufmerksamkeit ist ab origo – zunächst in der Asymmetrie der parental begleiteten und angeregten Ontogenese – deshalb zutiefst angewiesen auf die *Zwei-Kanal*-Bezugnahme erstens durch visuelle Fokussierung, zweitens durch sensumotorische Manipulierbarkeit (vgl. Leroi-Gourhan 1984, S. 113 ff.). Nur so kann die geteilte und dann im reflexiven Modus: die zugeschriebene protoreferentielle Intention des Kleinkindes und der entsprechende Bezug von Protosymbolen hinreichend stabil bzw. „anschlussfähig“ bleiben. Tomasello bemerkt in diesem Zusammenhang: „Das Problem der referentiellen Unbestimmtheit entsteht genau dann, wenn eine Bezug nehmende Handlung aus den Kontexten geteilter Intentionalität, in denen sich der Spracherwerb normalerweise vollzieht, herausgenommen wird“ (Tomasello 2011, S. 181). Das heißt aber nichts weniger, als dass die primäre Gestalt des symbolischen Gegenstandsbezuges „innerhalb der Interaktion“ nicht in der „Repräsentation“ von „Dingen“ und „Sachverhalten“ bestehen kann¹⁴, und überdies dass das propositional-konzeptuell differenzierte Sprachspiel keine lineare Fortsetzung des vorsprachlichen Gegenstandsbezugs ist. Nur in enger Verbindung zum performativen Umgang mit „Zuhandenem“ hat der Gebrauch von Symbolen im (genetisch) primären Modus eine pragmatisch hinreichende „Referenzialität“. In dieser Problemexposition liegt nun ein Gewinn beispielsweise gegenüber dem Modell Meads, der die „Bedeutungsidentität“ der signifikanten Geste zwischen ego und alter an der Reaktionsgleichheit, d.h. an der kausalen Verbindung zwischen Reiz und Reaktion befestigt (Mead 1967), so also als wäre schon die protosprachliche Geste die „Repräsentation“ eines Reaktionsaktes in der als Reihe äußerer Ereignisse verstandenen Interaktion. Tomasello verrät demgegenüber seine Inspiration durch Wittgenstein dadurch, dass er die *implizite* Praxis des kooperativen Gebrauchs „zuhandener“ Situationselemente zunächst ontogenetisch als den Anfangsmodus eben auch der *gestischen* Kommunikation betrachtet. Die protosprachliche Geste ist eine *performativ* indexikalisch befestigte pragmatische Auslegung von etwas „als etwas“ vor jeder „Repräsentation“ von Objektivität im System begrifflich-propositionaler Sprachkonvention.

14 Denn sonst würde sich der referentielle Bezug bei Austritt aus der realen Situation nicht in Unbestimmtheit verlieren, sofern die vorsprachliche Aufmerksamkeit bereits „identische“ Dinge repräsentiert, die dann nur noch sekundär mit sprachlichen Zeichen assoziiert werden müssten. Tomasellos Argument impliziert hier also, dass die „Dinge“ vorsprachlich anders „gegeben“ sind als im Horizont sprachlicher Chancen auf de-indexikalisierte, referentielle Individuierung eines „Objekts“.

Die explizite, propositional differenzierte Sprache bezieht demgegenüber ihre kommunikative Tauglichkeit aus den von indexikalischen Direktbefestigungen an der Sache befreiten generalisierten intersubjektiven Sinnhorizonten eines expliziten Vokabulars. Wenn denn solche Sinnhorizonte etabliert sind, kann der Sprecher auf die Interaktion und ihre gegenständlichen Einzel-Aspekte selbst im expliziten Vokabular Bezug nehmen; aber dieser Bezug ist gegenüber der vorsprachlichen Einbettung eine Abstraktion. Genau diesen Charakter der Abstraktion überspringt jede objektivistische bzw. naturalistische Beschreibung der onto- und phylogenetisch vorsprachlichen Kooperation (und der ihr zugehörigen „geteilten Intentionalität“). Dieser radikale Unterschied zwischen implizit gemeinsamer Praxis und expliziter Bezugnahme auf Interaktionssequenzen macht deutlich, dass jede genetische Erklärung der Perspektivenübernahme, d.h. der Intentionalität in ihrem Verhältnis zu den differenten Gestalten der „Interaktion“ als dem gemeinsamen Hintergrund, sich schwer wiegende Lasten auferlegen muss. Denn sie muss als ein „begriffliches Geschäft“ eine Ausgangslage „repräsentieren“, die sich den eigenen Unterstellungen zufolge wegen des theoretischen Vorentwurfes des Formates von Gegenständlichkeit (prädikative Merkmalszuschreibung auf eine substantielle, „vorhandene“ Entität) gar nicht adäquat „repräsentieren“ lässt.

Tomasello kann bei seiner eigenen Erklärung der Entstehung der humanspezifischen Charakteristika: der geteilten Intention und Kooperation, d.h. bei seiner Antwort auf die Frage, warum denn nun die Ontogenese zur Ausbildung reflexiver Intentionalität führen können soll, das Niveau der Charakterisierung des Explanandums allerdings nicht halten. Entwicklungstheoretisch betrachtet bleibt schon die *ontogenetische* Erklärung merkwürdig. Denn die intentionale Zuschreibung von Zuschreibungen („Perspektivenübernahme“) wird von Tomasello schließlich doch auf eine egozentrisch fundierte *Projektion* besonderer Selbsterfahrungen auf andere zurückgeführt: der ontogenetische Durchbruch vollzieht sich in den Worten Tomasellos „(...) wenn Kleinkinder ein neues Verständnis ihrer eigenen intentionalen Handlungen erwerben, anschließend die ‚mir ähnlich‘ Einstellung einnehmen, um das Verhalten anderer auf diese Weise zu verstehen“ (Tomasello 2002, S. 89). Diese Formulierung weckt nicht nur Erinnerungen an die problematische (weil den Egozentrismus nur ausschmückende) Analogieschlusslehre aus dem 19. Jh. Die dargebotene Erklärung fällt als eine eindeutig egoologisch kalibrierte Erklärungsweise sogar noch hinter Meads Modell der „Perspektivenübernahme“ wieder zurück. Es ließe sich womöglich einwenden, dass die entscheidende Erklärung eben eine Frage der *Phylogenese* wäre: Die Gattung hat es entwickelt und die Nachrücker rufen es bei entsprechender Aquilibrationsreife (im Sinne Piagets) epigenetisch ab (dann könnte man versucht sein, zu argumentieren, dass die Ontogenese eben genetisch, d.h.

über das Genom, entsprechend präpariert wäre). Aber in den Ausführungen zur *Phylogenese*, die jetzt noch größere Erklärungslasten zu tragen hätten, bleibt Tomasello verhältnismäßig vage: „Insofern entstehen Fertigkeiten des rekursiven Erkennens geistiger Zustände zunächst im Zuge der Bildung gemeinsamer Ziele, das führt dann zu einer gemeinsamen Aufmerksamkeit auf Dinge, die für das gemeinsame Ziel relevant sind, und schließlich zu weiteren Formen eines gemeinsamen begrifflichen Hintergrundes“ (Tomasello 2011, S. 213). Diese zusammenfassende Beschreibung phylogenetischer Schwellenübertritte erklärt jedoch eigentlich nichts, sie beschreibt, was erklärt werden muss, indem sie Emergenzstufen aneinanderreihet.¹⁵

Tomasellos eigene Empfindlichkeit für die Differenz zwischen begrifflicher Bedeutungsidentität (Ent-Indexikalisierung) und situativ eingebetteter Signifikanz von „Protoillokutionen“ und Gesten müsste an dieser Stelle zur Vorsicht verpflichten. Es handelt sich bei der „gemeinsamen Aufmerksamkeit auf Dinge“ und „gemeinsamen Zielen“ auf der Stufe vorsprachlicher (vor-begrifflicher) und „proto-illokutionär“ geladener Gesten-Kommunikation eben nicht um die gleiche Form „geteilten“ Bezugs auf Situationsaspekte, wie sie für den gemeinsamen „begrifflichen“ Hintergrund charakteristisch ist. Der Übergang von „Ko-Zuhandenheit“ (Mutualismus als das performative Teilen der Situation) zu reziprok übereinstimmender Referenz von Begriffen und Propositionen ist eben das, was erklärt, nicht nur konstatiert werden müsste.

Eine solche Erklärung zu liefern, ist natürlich eine ausgesprochen anspruchsvolle Unternehmung. Der erste Schritt dazu besteht allerdings zunächst einmal in einer entsprechend anspruchsvollen Problemformulierung. Tomasello nähert sich durch die genauere Skizzierung des Auftrags einer „sozio-pragmatischen“ Theorie des Spracherwerbs einer hinreichend angemessenen Formulierung des Problems jedenfalls an: denn für eine solche Theorie wäre es unerlässlich, zwischen dem *πραγμα* der Interaktion (als erster Form des „gemeinsamen“ Hintergrundes) und der „Identität der Bedeutung“ konventionalisierter Symbole (dem „begrifflichen“ Hintergrund) scharf zu unterscheiden. Die originäre (explanativ und konstitutiv „zugrunde“ liegende Form der) Verstrickung von Intentionalität und Interaktion muss auch für Tomasello als eine in einem radikalisierten Sinne vor-

15 Ein Indiz dafür, dass Tomasello hier auf Erklärungen verweist, die nicht zur altruistischen Kooperation als einem Teil der Beschreibung des Explanandums passen wollen, ist, dass er plötzlich das altruistische Motiv wieder auf ein egozentrisches zurückführt: man hilft per deklarativer Geste, weil die Kenntnis des Vorteils von Reputationseffekten, dass einem Hilfsbereitschaft zugeschrieben wird, den Nutzen künftiger Kooperation anderer erwarten lässt („Hilfe ist zugleich Selbsthilfe“ heißt es in: Tomasello 2011, S. 183).

theoretische, vor-begriffliche und implizite Vertrautheit mit einer Art *zuhandener Sequenzialität* gelten. Als eine Form der „Interaktion“ muss demzufolge der kollektive „Umgang“ einschließlich kooperativer „Umsicht“ (Heidegger 1984, aber auch: Gehlen 1962) als eine Art der Sequenzialität gedeutet werden, die der *Ausdifferenzierung* von *expliziten* (begrifflichen) Interaktionsdeutungen einerseits von Seiten der teilnehmenden Akteure andererseits von Seiten der Interaktionstheorie vorausliegt, ihnen den referentiellen Bezugspunkt gibt, die sich aber der „objektiven“ Darstellung entzieht. Was die Arbeiten Tomasellos deshalb zeigen, ist die Unergründlichkeit der Interaktion und die Unmöglichkeit, der „Intersubjektivität“ in nur einem Vokabular eine alternativlose begriffliche Repräsentation zu verschaffen. In den Arbeiten Tomasellos wird teils ausdrücklich, teils indirekt deutlich, dass eine objektivistische (als solche den begrifflich-propositionalen Hintergrund performativ bereits in Anspruch nehmende) Beschreibung der Interaktion den praktischen Modus der onto- wie phylogenetisch primordialen Form der Kooperation systematisch verfehlen und verzerren muss.

Indirekt zeigt sich dies bei Tomasello (parallel zu Mead, siehe oben) darin, dass er in seiner ausdrücklichen Rekonstruktion des in Frage stehenden evolutionären Entwicklungsweges gegen die Implikationen seiner eigenen Problemexposition verstoßen muss. Das theoretische Vokabular des Naturalismus (kausale Reihen von Ereignissen, die kausale Wirkungen auf Organismen haben, die ihrerseits aufgrund ihrer „Informationsverarbeitung“ zu Ursachen für weitere Handlungen werden, usw.) wird, um auf das Explandum: „geteilte Intentionalität“ ausgerichtet zu werden, von Tomasello am Ende doch durch ein *kognitivistisches* (statt z.B. durch ein phänomenologisches) Vokabular ergänzt. Die zirkuläre Rolle des mehrfach bemühten Konzepts des geteilten Hintergrunds versucht Tomasello gegen seine eigene Intuition dann doch wieder zu entschärfen durch eine repräsentationalistische Auffassung von sprachlicher Kommunikation, die den intentionalen und sprachlichen Bezug zur Welt und zum „alter ego“ als Abbildung äußerer Sachverhalte ausgibt und dafür dem Referenzgegenstand selbst eine begriffliche Struktur und ein propositionales Format unterschiebt (das geschieht in Tomasellos Arbeiten überall dort, wo die Genese des begrifflichen Hintergrunds über einige Scharnierstellen hinweg (zirkulär) durch den *begrifflichen* Charakter der vorsprachlich geteilten Intentionalität und der „objektiven“ Merkmale der Situation als ihrem Referenzpunkt erklärt werden soll). Anders kann Tomasello die Suggestion einer lückenlosen Ableitung des Humanen aus den Antezedenzbedingungen der natürlichen Evolution nicht aufrechterhalten. Demgegenüber hat Tomasello allerdings selbst eine pragmatisch-performative Gestalt der Interaktion ins Spiel gebracht, die sich weder naturalistisch noch kognitivistisch angemessen beschreiben (geschweige denn erklären) lässt. Die Vokabulare des Naturalismus und des

Kognitivismus sind *gleich weit entfernt* von der performativen Sequenzialität der „Interaktion“ und der in ihr praktisch koordinierten und intentional funktierenden „Intersubjektivität“. Diese Sequenzialität kann nicht eins zu eins durch die Explikation innerhalb eines Vokabulars repräsentiert werden, sie „besteht“ nicht aus theoretisch identifizierten „Entitäten“ und „Relationen“, sondern sie muss selektiv, gewissermaßen produktiv verzeichnend „erschlossen“ werden, im Zuge einer Übersetzung entweder in die Sprache äußerer Ereignisreihen oder in die Sprache der intentionalen Vorstellungen.

Tomasello lässt sich allerdings nicht durchgängig – wie noch Mead – dazu verführen, Intentionalität als rekursive Repräsentation externer „Dinge“ oder Zustände bzw. von objektiven Reaktionsvorfällen zu lesen. Es ist von entscheidender Bedeutung, dass Tomasello das Explanandum, die geteilte Intentionalität, erstens auf die performativ-propositionale Doppelstruktur kommunikativer Ausdrucksverwendung bezieht: also protodeklarative und protoreferentielle Gesten und Absichten mit einer sprechakttheoretischen Entfaltung der Differenz zwischen Noesis und Noema intentionaler Akte charakterisiert. In der Varianz illokutionärer Modi stecken die Bandbreite möglicher Gegenstandsbezüge und der Keim der reflexiven Aufmerksamkeit für die perlokutionären Ziele der Adressierung. Menschen, so Tomasello, wollen altruistisch informieren. Also müssen sie noetische Modifikationen verstehen können, denn erst dann sind die intentionalen Gehalte: „etwas-haben wollen“ und: „andere-auf-dieses-etwas-aufmerksam-machen-wollen“ nicht primär fusionierte, sondern unterscheidbare illokutionäre Ausrichtungen.

Zweitens ist es wichtig, dass die propositionale Dimension adressierender Kommunikate nicht kurzgeschlossen wird mit der Repräsentation objektiver Sachverhalte in der materialen Welt. D.h.: Das Kontinuum zwischen der kausalen Rolle objektiver Sachverhalte (wichtig für den Erfolg und langfristig für den evolutionären Vorteil von generalisierten Muster zweckorientierter Handlungen) und den im intentionalen Horizont konstituierten Sinn propositionaler Vorstellungen ist gebrochen. Sobald Situationsbedingungen symbolisch verarbeitet und „kommuniziert“ werden, erhöhen sich zwar die Planungs- und Kooperationsradien um qualitativ sprunghafte Grade (Parsons 1964), aber es erhöhen sich eben auch die sekundären Unsicherheiten zwischen ego und alter sowie zwischen diesen und der objektiven Welt mit Bezug darauf, was genau „gemeint“, was genau „bezeichnet“ ist. Man könnte also mit Rücksicht auf die „Intentionalität“, die gerade als „gemeinsame“ in ihrer Feinstruktur das spezifisch Humane darstellen soll, zuspitzend formulieren: der evolutionär entfaltete Zugewinn an Komplexität kultureller und sprachlicher Organisation sozialer Ordnung impliziert eben *nicht* die Steigerung propositional-begrifflicher *Intersubjektivität*, sondern die Ausdifferenzierung subjektiver Abweichung von vormals performativ-situativ re-

gulierter Verhaltenskoordination. Mit der Kultur evoluiert die „doppelte Kontingenz“ zwischen „ego“ und „alter“, so dass die „Intersubjektivität“ als soziale Dimension der „Bedeutungsidentität“ streng genommen *unmöglich* wird.¹⁶

4. Was heißt also Evolution von Intentionalität?

Überbrücken die Arbeiten von Tomasello also tatsächlich die Kluft zwischen naturalistischer Evolutionstheorie und Sinn-rekonstruktiver Beschreibung der Resultate des evolutionären Sprungs in die sprachlich verfasste, kulturelle Koordination des Handelns? Man wird nach den vorstehenden Überlegungen gerne zugeben, dass die „sozialpragmatische“ Theorie des Spracherwerbs sehr viel deutlicher, als es bei Mead der Fall ist, die Eigenwerte des Explanandums: „geteilte Intentionalität“ in Rechnung stellt. Andererseits fällt Tomasellos Analyse der Genese von zugeschriebenen Zuschreibungen durch die Anleihen bei Searle (repräsentationalistischer Begriff der Intentionalität), vor allem aber durch die Doppeldeutigkeit des Begriffs des „Hintergrunds“ und damit durch die Zirkularität der Genealogie intentionaler Kompetenz, Intentionen zuzuschreiben, dahinter wieder zurück.

Allerdings kann ein solcher Einwand nur schwer mehr fordern, als eine Alternative, auf die der Einwand sich stützen könnte, selbst zu liefern im Stande wäre. Hier muss es abschließend bei der Andeutung bleiben, dass menschliche Intentionalität, altruistische Kooperation, Normativität und geteilte Intentionalität zwar individuell realisierte kognitive Voraussetzungen haben, dass diese aber bestenfalls als notwendige, nicht aber als hinreichende Bedingungen in Betracht kommen. Für den Rest wird man Formen der Emergenz verantwortlich machen und entsprechend genau bestimmen müssen. Institutionen wie „die“ Sprache haben deshalb ein transintentionales und transsubjektives Eigenleben. Deshalb ist auch der Spracherwerb, was immer er noch ist, nicht ein Einrücken in eine *gemeinsame* Schnittmengen-Intentionalität, sondern er muss als die Voraussetzung für die Erfahrung der *Unsicherheit* der Zuschreibungen von Intentionen, für die Erfahrung der doppelten Kontingenz, schließlich für die reflexive Auffälligkeit der Indivi-

16 „Intersubjektiv“ wäre dann nurmehr die vorsprachlich-praktische Koordination auf der Stufe jener Kooperation, die onto- wie phylogenetisch dem Gebrauch konventionalisierter begrifflicher Symbole *voraus liegt*, auf der allerdings keine „Subjektivität“ als bestimmtes und bewusstes Selbstverhältnis mit „Ich-Welt-Abgrenzung“ vorliegt, sondern bestenfalls die „fungierende Intentionalität“ von Situations-„entriegelten“ Organismen (im Sinne Gehlens) zu finden wäre. Also handelte es sich hier im strengen Sinne eben nicht um Inter-„Subjektivität“.

dualität des jeweils *eigenen* intentionalen Horizonts angesehen werden. Insofern beginnt mit der „Neunmonatsrevolution“ vielleicht nicht der Eintritt der individuellen Person in die semantischen Institutionen geteilter Intentionalität (intentional realisierter, dabei aber allgemeiner Typisierungen), sondern es vollzieht sich hier gerade der *Austritt* des Individuums aus einer zuvor performativ gemeinsamen, unproblematischen Kooperation. Es vollzieht sich damit die Ausdifferenzierung eines Trägers von Intentionalität, der die Grenzen zu alter ego sprachlich eher zu markieren als zu überwinden lernt.

Diese auf den Gegenstand bezogene Andeutung muss ihre Entsprechung bezogen auf das hier verhandelte Problem der Heterogenität der *Vokabulare* haben, mittels derer wir uns auf evolutionäre Prozesse von so weitreichender Bedeutung beziehen können. Wie also reagiert die Evolutionstheorie auf den großen Abgrund, den eine Übersetzung zwischen naturalistischen und hermeneutisch-sinnrekonstruktiven Sprachspielen zu überbrücken hätte. Zwischen den Wissenskulturen der nomothetischen Suche nach allgemeinen Gesetzen und der hermeneutisch-rekonstruktiven Auslegung des Sinns und der Feinstruktur intentionaler Orientierung bewegt sich die Soziologie als ein „multi-paradigmatisches“ Fach. Was aber fängt die Soziologie an mit der hier skizzierten Unmöglichkeit der Intersubjektivität (im strengen, „Bedeutungsidentität“ implizierenden Sinne)? Und was bedeutet eine begründete Skepsis in dieser Hinsicht für den ebenso zentralen Begriff der Interaktion, zumal der Begriff der „Interaktion“ als ein zentraler Terminus soziologischer Theoriebildung kaum storniert werden kann? Die Soziologie tritt vorläufig Rückzüge an. Wo die soziologische Theorie dem „postontologischen“ Niveau der Theoriebildung und dem Problem der selektiven Vokabulare gerecht werden will, entschärft sie das Problem der paradoxen Intersubjektivitäts- und Interaktionsbegriffe gerne durch Verschlinkung der Komplexität des fokussierten Phänomenbereichs. Sie trennt z. B. die Interaktion als eine selbst-organisierte Kommunikationsordnung von der Intentionalität der Akteure einfach ab (etwa als Systemtheorie, vgl.: Kieserling 1999), oder sie erleichtert – in alternativer Rückzugsrichtung – einen „praxeologischen“ Begriff der Praxis um den Bezug zur immanenten Intentionalität reflexiver Akteure, den sie in bemerkenswerter Freigiebigkeit einem handlungstheoretischen Kognitivismus überlässt (wie eine bestimmte Version der „Praxistheorie“, vgl. Reckwitz 2000).¹⁷ Ein Motiv für solche, bei Lichte besehen, defensiven Strategien ist möglicherweise die dem 19. Jh. entsprungene

17 Die Kritik an der Verwechslung zwischen der „Praxis der Logik“ und „Logik der Praxis“ (Bourdieu 1987) ist mit der Behauptung, dass die Interaktion als performatives Geschehen für die theoretische Explikation „unergründlich“ ist, zumindest verwandt. Bourdieu und die Praxistheorie (Turner 1994; Schatzki 1996) haben dem Anspruch

Furcht vor theoretischen Dualismen (die dann die „Einheit der Differenz“ nicht mehr bestimmen können). Aber es gibt einen fundamentalen Unterschied zwischen einer hypostasierten Spaltung zwischen dem Mentalen und dem Physisch-Biologischen oder „dem“ Sozialen und einer *dynamischen* Konzeption, die z. B. den Hiatus zwischen dem „subjektiven“ und dem „objektiven“ oder „sozialen Sinn“ einer Handlung, eines Zeichens einer Geste als faktisches Ergebnis von *Differenzierungsprozessen* zu beschreiben versucht. Von einem solchen Zugang aus ist die relative Inkommensurabilität zwischen theoretischen Vokabularen und ihren „Welterschließungen“ als das Ergebnis von (evolutionären) Differenzierungsprozessen, die aus der fungierenden Interaktion vorsprachlich koordinierter „Akteure“ sehr unterschiedliche und gegeneinander abgehobene Formen der Explikation eben dieser Interaktion hervorgehen lassen, eine ganz plausible Unterstellung.

Zu einer solchen *dynamischen* Konzeption gehört das Vertrauen in die Tauglichkeit eines starken Konzepts diachroner Emergenz. Von da aus gesehen ist schließlich eine *zirkuläre* Antwort auf das Problem der Inkommensurabilität der Vokabulare, die zu einer Theorie sozio-kultureller Evolution heran gezogen werden müssen, nicht an sich und in jeder Gestalt verwerflich. Allein schon, weil eine emergenztheoretische Erklärung mit der Intuition beginnt, dass ex post Rekonstruktionen von Ausgangslagen mit den ex ante Bedingungen, auf die sie sich beziehen, nicht „übereinstimmen“ können (Mead 1932). Eine solche Erklärung muss aber aufgrund der genannten Gründe für die „Unergründlichkeit“ der evolutionär primären Interaktion die *Heterogenität der Explikationen* der Interaktion in Rechnung stellen und sich von der Idee einer Auflösung dieser Heterogenität durch ein womöglich einzig adäquates alternatives Vokabular verabschieden.

Konstitutionstheoretische Aufhellungen der Beziehung zwischen Interaktion und Intentionalität können den vereinfachenden Zeitschemata kausaler Erklärungen schon deshalb nicht folgen, weil die naturalistische Explikation der Interaktion nur ein spezielles selektives Teilvokabular sein kann. Wenn Interaktion konstitutiv für die anspruchsvolle Intentionalität des „Subjektes“ sein soll, ist die Kette kausaler Erklärungen spätestens dann

nach auch den symbolischen Interaktionismus noch hinter sich gelassen, dem sie nach wie vor eine subjektivistische Ausrichtung zuschreiben, insofern die konstitutive Rolle des Sinn aushandelnden Akteurs diesem eine zu große Souveränität, eine zu große Übersicht und Hoheit über die Effekte wechselseitig vollzogener Sinnbestimmung zusprechen soll. Akteure haben die Interaktion nicht *explizit* unter Kontrolle, da ihre Sinnorientierung nicht den Modus expliziter Intentionen, sondern den performativen Modus des Vollzugs einer praktischen Kompetenz („Spielsinn“) annimmt, die sich selbst nicht transparent ist (vgl.: Bohnsack 2001).

gebrochen, wenn die Reflexion auf die selektiv explizierende Welterschließung durch immer partikuläre Vokabulare das Kausalschema selbst als ein kulturell konstituiertes Vokabular partikularisieren muss, allein um „Intentionalität“ nicht auf kausal eingebettete Informationsverarbeitung zu reduzieren. „Perspektivenübernahme“ im Medium „der“ Interaktion ist folglich keine „Wirkung“ objektiver Ursachen (sie ist nicht hinreichend erklärt, wenn man den evolutionären Vorteil der Kooperation von Anthropoiden als Selektionskriterium anführt, um die Stabilisierung der Zufallsmutation eines „altruistischen Genes“ zu erklären). Man scheint genötigt zu unterstellen, dass reflexive Intentionalität „emergiert“. Die Figur der Emergenz unterläuft das Problem eines trivialen Zirkularitätsverdachts, weil sie recht verstanden den Widerspruch einer Konstitution durch das Konstituierte in den Gegensatz zwischen Zeithorizonten überführt (Renn 2008b). So hat Mead den Umschlag der Emergenz zum „Neuen“ auf die Differenz zwischen Unvorhersehbarkeit *ex ante* und Notwendigkeit *ex post* bezogen (Mead 1932). Eine radikalisierte Fassung *solch* einer zirkulären Antwort auf die Herausforderung schlechter Konstitutionszirkel gibt die Systemtheorie. Sie will das Anspringen von Interaktionssystemen als Autokatalyse sich selbst reproduzierender Kommunikationszusammenhänge beschreiben (Kieserling 1999). Radikal ist diese Fassung, weil sie das Kind der interaktiven Genese von Subjektivität mit dem Bade einer zirkulären Begründung der Möglichkeit der Perspektivenübernahme ausschüttet. Das heißt: von der Last erklären zu müssen, wie denn ein „Subjekt“ durch Teilnahme an der Interaktion die Fähigkeit, an der Interaktion teilzunehmen, erwerben solle, erleichtern sich die Systemtheoretiker, indem sie die „Teilnehmer“ an der Interaktion nicht länger an ihr teilnehmen lassen, auch wenn die „Kommunikation selbst“ den Anschein erwecken muss, das „Anwesende“ anwesend sind (Kieserling 1999; Sutter 2004; vgl.: Renn 2006a, S. 428 ff.). Intentionale Horizonte bleiben laut Systemtheorie in der Umwelt der Interaktionssysteme. Für diesen systemtheoretischen Kraftakt im Umgang mit dem gordischen Knoten der interaktiven Konstitution von Interaktionsfähigkeit müssen in der Systemtheorie eine konstruktivistische Selbstausslegung und das Prinzip einer differenzlogischen Beobachtertheorie eintreten. Was immer von der Überlegenheit dieser Variante eines *Abbruchs* der genetischen Rückführung auf „frühere“ Möglichkeitsbedingungen zu halten ist – ob z.B. die Beobachtung einer systeminternen retrospektiven Konstruktion des eigenen Ursprungsmythos genug erklärt – an dieser Stelle zeigt sich, dass die Frage nach der Interaktion einen *methodischen* Sinn hat: den Sinn, auch die selektive Explikation der Interaktion und ihrer genetischen Aspekte auf die doppelte Bezugnahme zu einem Gegenstand, d.h. auf die diskursive Referenz und die praktische Erfahrung implizit gewisser, performativer Teilnahme an der Interaktion, zurückzuführen. Die diskursive Argumentation und die apophantische Bestimmung der

Interaktion als einem „vorhandenen“ Gegenstand haben selbst ihre Wurzeln im interaktions-immanenten Reflexionsanstoß. „Paradigmen“ der Theorie bestehen eben nicht allein aus typischen „Mustern“ des Gegenstands und einer gültigen Erklärung, sondern ein Paradigma besteht überdies aus den *performativ* eingespielten Plausibilitätsgrundlagen, nicht zuletzt also aus der indirekten Anbindung an die Interaktion und die Sprachspiele einer „Lebensform“.

Der Konstruktivismus aber entledigt sich der Frage der praktischen Grundlagen der Referenz der Konstrukte, indem er auf die Referenzverpflichtung der explikativen Welterschließung durch die Theorie ganz verzichten zu können vorgibt. Das sieht auf den ersten Blick gut aus, aber es entzieht der Kritik an der objektivistischen Vorstellung möglicher Repräsentation des Gegenstandes, am „naiven Realismus“, den Boden. Dass für die Interaktionstheorien die Interaktion unergründlich bleibt (im Sinne der Nicht-Repräsentierbarkeit), ist aber nur plausibel, wenn auch die theoretische Rekonstruktion in Verbindung zum *performativen* Zugang zur Interaktion (wenn man so will zur „Teilnehmer“-Perspektive) bleibt, weil anders die Selektivität der Explikation als Selektivität gar nicht erfahrbar wäre (d.h. der theoretische Diskurs muss an der Übersetzung der in ihm gefundenen Plausibilitäten in die performative Einstellung bemerken können, dass er den Gegenstand nicht erschöpfen kann). Die „hermeneutische Situation“ (Heidegger) einer soziologischen Interaktionstheorie und ihrer evolutionstheoretischen Vertiefung besteht in der gegenwärtigen Lage deshalb in einer nötigen Distanzierung vom konstruktivistischen Credo postontologischer Theorievarianten. Diese Frontstellung ist in der Sache gut begründet, denn die Unergründlichkeit der Interaktion, die Unmöglichkeit der Intersubjektivität sowie die Selektivität und wechselseitige Inkommensurabilität heterogener (theoretischer) Explikation der Interaktion sind kein Unglück. Sie sind vielmehr unabweisbare Belege dafür, dass die Theorie der Interaktion in zweifacher Hinsicht als eine Theorie der sozialen Differenzierung angelegt sein muss:

Es zeigt sich *indirekt*, aber dadurch nicht weniger verbindlich, durch die Unergründlichkeit der Interaktion, dass menschliche Intentionalität als ein sinnkonstitutives, externe Bedeutung *übersetzendes*, immanentes Selbstverhältnis nicht auf substantiellen Dispositionen heranwachsender Organismen beruhen kann, sondern ein *Differenzierungsergebnis*, das Resultat einer emergenten Ausdifferenzierung reflexiver Bezugnahme aus der performativen Sequenzialität einer „zuhandenen“ Interaktion ist. Deshalb ist der für Tomasello symptomatische, bei Heidegger unterbelichtete „Spracherwerb“, nicht, wie Theorien der „Intersubjektivität“ glauben machen müssen, ein Einrücken in eine gemeinsame Schnittmengen-Intentionalität (*Bedeutungsidentität*), sondern sie bedeutet *Ausdifferenzierung* von Sprache und Inten-

tionalität, die zur Voraussetzung für die Erfahrung der *Unsicherheit* der Zuschreibungen von Intentionalität und für die Erfahrung der „Unmöglichkeit der Intersubjektivität“ wird. Eine solche elementare Form der „Ausdifferenzierung“ zu *erklären*, wird nun angesichts der Inkommensurabilität der Vokabulare und der ihnen jeweils eigenen Erklärungs-Formen ganz offensichtlich zu einem komplizierten Geschäft, weil nun wieder geklärt werden müsste, was überhaupt als eine Erklärung gelten kann. Es zeigt sich eine handfeste, durchaus kantische, Antinomie, sofern jede evolutionstheoretische Analyse, gerade auch eine solche, die einen starken Begriff der Emergenz einschaltet, für beide Unterstellungen gute Gründe mobilisieren kann: sowohl für die Annahme, dass die soziokulturelle Evolution in einer Kontinuität mit der natürlichen Evolution der Arten steht, als auch für die widerstrebende Annahme, dass das Spezifikum humaner Interaktion (Sprache und Intentionalität) eine emergente Diskontinuität markiert. Antinomien müssen womöglich „ausgehalten“ werden; eine etablierte Möglichkeit, diesen unbefriedigenden Stand mit den Dringlichkeiten des wissenschaftlichen Betriebs zu versöhnen, scheint der Bezug auf „absolute“ Metaphern im Sinne Blumenbergs zu sein (Blumenberg 1997). Andererseits kann sich auch die Soziologie dauerhaft damit nicht zufrieden geben, das Konzept der „Evolution“ als eine nur metaphorische Anzeige unerreichbarer Ziele der Theoriebildung in Gebrauch zu nehmen. Wie diese Theoriebildung aussehen muss, lässt sich in wenigen Worten nicht sagen. Es bleibt deshalb vorläufig erst einmal festzuhalten, dass wir die Probleme einer Erklärung der *soziokulturellen* Evolution, die Tomasello nicht gelöst hat, durch seine empirischen und konzeptuellen Arbeiten sehr viel besser, präziser identifizieren und verstehen können.

Literatur

- Blackmore, S. (2000): *Die Macht der Meme, oder: Evolution von Kultur und Geist*. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.
- Blumenberg, H. (1997): *Paradigmen zu einer Metaphorologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bohnsack, R. (2001): „Typenbildung, Generalisierung und komparative Analyse. Grundprinzipien der dokumentarischen Methode“. In: *Handlung, Kultur, Interpretation* 10(1), S. 73-102.
- Bourdieu, P. (1987): *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Boyd, R. /Richerson, P. J. (2005): *The Origins and Evolution of Cultures*. Oxford: Oxford University Press.
- Campbell, D. T. (1974): Evolutionary Epistemology. In: Schilpp, P. A. (Hg.): *The Philosophy of Karl Popper*. La Salle, Ill.: Open Court, S. 413-463.
- Dawkins, R. (1996): *Das egoistische Gen*. Reinbek: Rowohlt.

- Dennett, D. C. (1996): *Darwin's Dangerous Idea. Evolution and the Meaning of Life*. New York: Touchstone.
- Dux, G. (1989): *Die Zeit in der Geschichte. Ihre Entwicklungslogik vom Mythos bis zur Weltzeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gehlen, A. (1956): *Urmensch und Spätkultur*. Bonn: Athenäum.
- Gehlen, A. (1962): *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*. Bonn: Athenäum.
- Habermas, J. (1992): „Individuierung durch Vergesellschaftung. Zu G. H. Meads Theorie der Subjektivität“. In: Ders.: *Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 187–241.
- Habermas, J. (1999): *Wahrheit und Rechtfertigung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, J. (2012a): „Von den Weltbildern zur Lebenswelt“. In: Ders.: *Nachmetaphysisches Denken 2. Aufsätze und Repliken*. Berlin: Suhrkamp, S. 19-54.
- Habermas, J. (2012b): „Die Lebenswelt als Raum symbolisch verkörperter Gründe“. In: Ders.: *Nachmetaphysisches Denken 2. Aufsätze und Repliken*. Berlin: Suhrkamp, S. 54-77.
- Heidegger, M. (1984): *Sein und Zeit*. Tübingen: Niemeyer.
- Herder, J. G. (1993 [1772]): *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*. Stuttgart: Reclam.
- Joas, H. (1980): *Praktische Intersubjektivität. Die Entwicklung des Werks von George Herbert Mead*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Joas, H. (1992): *Die Kreativität des Handelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kappelhoff, P. (2015): „Soziokulturelle Prozesse aus der Sicht eines methodologischen Evolutionismus“. In: Schützeichel, R./Jordan, S. (Hg.): *Prozesse. Formen, Dynamiken, Erklärungen*. Wiesbaden: Springer, S. 409-433.
- Kieserling, A. (1999): *Kommunikation unter Anwesenden: Studien über Interaktionssysteme*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Koppetsch, C. (2001): „Heidegger und die Theorie der Praxis“. In: Weiß, J. (Hg.): *Die Jemeinigkeit des Mitseins. Die Daseinsanalytik Martin Heideggers und die Kritik der soziologischen Vernunft*. Konstanz: UVK, S. 345-371.
- Lafont, C. (1994): *Welterschließung und Sprache. Zur linguistischen Wende der Hermeneutik Heideggers*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Leroi-Gourhan, A. (1984): *Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mead, G. H. (1932): *The Philosophy of the Present*. La Salle, Ill.: Open Court.
- Mead, G. H. (1964a): „The Social Self“. In: Reck, A. (Hg.): *Selected Writings: George Herbert Mead*. Indianapolis : Bobbs-Merrill, S. 141-150.
- Mead, G. H. (1964b): „The Objective Reality of Perspectives“. In: Reck, A. (Hg.): *Selected Writings: George Herbert Mead*. Indianapolis : Bobbs-Merrill S. 306-320.
- Mead, G. H. (1967): *Mind, Self, & Society from the Standpoint of a Social Behaviorist*. Chicago, Ill.: Chicago University Press.
- Müller, S. W. (2010): *Theorien sozialer Evolution. Zur Plausibilität darwinistischer Erklärungen sozialen Wandels*. Bielefeld: Transcript.
- Parsons, T. (1964): „Evolutionary Universals in Society“. In: *American Sociological Review* 29(3), S. 339-357.
- Quine, W. v. O. (1980): *Wort und Gegenstand*. Stuttgart: Reclam.
- Reckwitz, A. (2000): *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*. Weilerswist: Velbrück.
- Renn, J. (2001): „Der geworfene Entwurf der Moderne. Heideggers pragmatische Hermeneutik als Protosoziologie moderner Reflexivität“. In: Weiß, J. (Hg.): *Die Jemeinigkeit des Mitseins. Die Daseinsanalytik Martin Heideggers und die Kritik der soziologischen Vernunft*. Konstanz: UVK, S. 233-251.
- Renn, J. (2006a): *Übersetzungsverhältnisse. Perspektiven einer pragmatistischen Gesellschaftstheorie*. Weilerswist: Velbrück.
- Renn, J. (2006b): „Rekonstruktion statt Repräsentation. Der »pragmatische Realismus« John Deweys und die Revision des wissenssoziologischen Konstruktivismus“. In: Soeffner, H.-G. / Herbrink, R. (Hg.): *Wissenssoziologie. Soziologische Revue, Sonderheft 6, 2006*, S. 13-38.

- Renn, J. (2008a): „Performative Kultur. Zur methodischen Bezugnahme auf einen flüchtigen ‚Gegenstand‘. In: Yousefi, H. R. (Hg.): *Wege zur Kultur: Gemeinsamkeiten - Differenzen. Interdisziplinäre Dimensionen*. Nordhausen: Bautz, S. 97-127.
- Renn, J. (2008b): „Emergenz. Das soziologische Problem heterogener Ordnungsebenen und die Zeit der Phänomenologie“. In: Raab, J. (Hg.): *Phänomenologie und Soziologie. theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen*. Wiesbaden: VS, S. 253-263.
- Renn, J. (2013): „Emergenz und Vorrang der Intersubjektivität. Zur gesellschaftstheoretischen Relektüre von George Herbert Mead“. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 38(1), S. 135-154.
- Ricoeur, P. (1978): „Der Text als Modell“. In: Gadamer, H.-G. / Boehm, G. (Hg.): *Seminar. Die Hermeneutik und die Wissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 83-118.
- Ricoeur, P. (1986): *Die lebendige Metapher*. München: Fink.
- Rorty, R. (1989): *Contingency, Irony, Solidarity*. Cambridge, Mass.: Cambridge University Press.
- Schatzki, T. (1996): *Social Practices. A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Searle, J. (1987): *Intentionalität. Eine Abhandlung zur Philosophie des Geistes*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sutter, T. (2004): „Sozialisation als Konstruktion subjektiver und sozialer Strukturen. Aktualität und künftige Perspektiven strukturalistischer Sozialisationsforschung“. In: Geulen, D. / Veith, H. (Hg.): *Sozialisationstheorie interdisziplinär. Aktuelle Perspektiven*. Stuttgart: Lucius u. Lucius, S. 93-115.
- Taylor, C. (1985): „Theories of Meaning“. In: Ders.: *Philosophical Papers 1. Human Agency and Language*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 248-293.
- Tomasello, M. (2002): *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Zur Evolution der Kognition*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Tomasello, M. / Rakoczy, H. (2009): „Was macht menschliche Erkenntnis einzigartig? Von individueller über geteilte zu kollektiver Intentionalität“. In: Schweikard, D. / Schmid, H. B. (Hg.): *Kollektive Intentionalität. Eine Debatte über die Grundlagen des Sozialen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 697-737.
- Tomasello, M. (2011): *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Turner, S. (1994): *The Social Theory of Practices. Tradition, Tacit Knowledge and Presuppositions*. Chicago, Ill.: Chicago University Press.
- Weiß, J. (2001): „Einleitung“. In: Ders. (Hg.): *Die Jemeinigkeit des Mitseins. Die Daseinsanalytik Martin Heideggers und die Kritik der soziologischen Vernunft*. Konstanz: UVK, S. 11-57.